

I. Europa um 1900

London

Im Juni 1897 feierte Königin Viktoria (1819–1901) ihr 60-jähriges Thronjubiläum. Ihre Fahrt durch das festlich mit Blumen und Girlanden geschmückte London wurde zum Triumphzug. Im offenen, von acht Pferden gezogenen Landauer, eskortiert von Soldaten in malerischen Uniformen, von Militäreinheiten aus Kanada und vom Kap, von Jamaika und Zypern, aus Indien und Australien, Singapur und Hongkong, nahm das Spektakel am Buckinghampalast seinen Anfang, wohin Viktoria 1837 ihren Hof verlegt hatte. Der Zug bewegte sich über den breiten Boulevard der Mall, wo man über den St. James's Park hinweg auf Whitehall schaute; von hier aus wurde das Weltreich regiert, mit Besitzungen auf allen Kontinenten, mit Stützpunkten in allen Weltmeeren tatsächlich weltumspannend, mit 29 Millionen Quadratkilometern und 397 Millionen Einwohnern auch weit größer als das »restliche« Europa. Der Zug führte am Trafalgar Square und an der Nelson-Säule vorbei, die an dessen Siege über die Spanier bei St. Vincente, die französische Mittelmeerflotte am Nil, bei der Beschließung Kopenhagens und eben über die vereinigte spanisch-französische Flotte am Kap Trafalgar (1805) erinnerte, ein Sieg, der die Seeherrschaft Großbritanniens während des folgenden Jahrhunderts sicherte und bei dem Nelson (1758–1805) selbst tödlich verwundet wurde. Der Zug endete an der mächtigen St. Paul's Cathedral, Sitz des Londoner Bischofs und »Pfarrkirche des Britischen Commonwealth«; 1675 bis 1710 unter der Leitung von Sir Christopher Wren (1632–1723) errichtet, lag hier neben manchen anderen Größen Nelson begraben, auch der Herzog von Wellington (1769–1852), der als Leiter des britischen Expeditionskorps in Spanien und Portugal entscheidende Siege gegen die französischen Truppen errungen und 1815 als Kommandeur der alliierten Truppen im Verein mit Blücher (1742–1819) bei Belle-Alliance (Waterloo) Napoleon (1769–1821) besiegt hatte.

Der Zug war damit im »bürgerlichen« Stadtzentrum, der »City of London« angekommen, wo das kommerzielle Herz der Stadt und auch des Weltreiches schlug, rastlos, heftig und laut. Hier stand das Rathaus (Guildhall), die Residenz des Bürgermeisters, die Bank of England, die Königliche Börse (Royal Exchange), die Londoner Wertpapierbörse (London Stock Exchange); neben der Bank von England hatte hier auch eine ganze Reihe von Regional- und Lokal-

banken (vornehmlich in der Lombardstreet) ihre Niederlassung, hier standen die Paläste der großen internationalen Handelsbanken (Rothschild, Baring, Gipps) und Versicherungen (Lloyds); hier lagen die Büros und Lagerhäuser der großen Firmen, die Redaktionen der großen Tageszeitungen. Hier wohnte man nicht, hierher kam man, um seinem Job als Geschäftsmann, Angestellter, Financier, Banker, Rechtsanwalt nachzugehen und am Abend wieder in den Vorstädten zu verschwinden. An der Londoner Wertpapierbörse wurden tagtäglich Papiere im Wert von zehn Millionen Pfund umgesetzt, von den Obligationen und Wechseln der kleinen Industrie-, Handels- und Finanzunternehmen bis zu den Papieren der großen Aktiengesellschaften und Staatsanleihen. Von der City wurde der Strom von Kapital, Waren und Dienstleistungen gelenkt – und auch die größte Handelsflotte der Welt (von 35 000 Schiffen), die das Mutterland mit den Kolonien und dem Rest des Globus verband. Hier wurden Vermögen gemacht – und auch Politik, um Gefährdungen zu unterbinden, ihnen zuvorzukommen. Hier verbanden sich Profitstreben, Patriotismus und Imperialismus zu einem Erfolgsmodell, das zur Nachahmung anregte, zur Viktorianischen Ära gehörte wie die Königin, die ihr den Namen gab (Schneer 1999).

»Niemand ist jemandem eine solche Ovation wie mir entgegengebracht worden, als ich sechs Meilen durch die Straßen Londons fuhr. Unvorstellbar groß waren die Menschenmassen, wunderbar und ergreifend ihre Begeisterung«, schrieb die Königin am 22. Juni 1897 in ihr Tagebuch. Und der Premierminister (Lord Salisbury) beglückwünschte sie am gleichen Tag zum »glänzenden Erfolg«, nahm ihn als untrügliches Zeichen »für die lebendige, aufrichtige Teilnahme [...], die sich zwischen dem Herrscher über ein großes Reich und seinen Untertanen überall in der Welt entwickelt« habe (Tingsten 1997: 56 f.). Kein Zweifel, London feierte mit seiner Königin zugleich sich selbst und das riesige Reich, dessen Metropole es war. Keine der europäischen Nationen schien für die Zukunft besser gerüstet zu sein. Keine verfügte über ein auch nur annähernd so großes Kolonialreich, als Rohstofflieferant und Absatzmarkt in der weltweiten Konkurrenz; mit der Kontrolle über Ägypten, Nigeria und Benin, Uganda und Kenia, Rhodesien und weitere Gebiete nördlich des Kap war es in der Regierungszeit Viktorias noch einmal kräftig gewachsen. Nirgends in Europa war der Wandel vom Agrar- zum Industriestaat, Basis äußerer Stärke und inneren Wohlstands, so weit fortgeschritten, nirgends das Bruttosozialprodukt, die Summe aller Waren und Dienstleistungen, pro Kopf der Bevölkerung so groß wie im Vereinigten Königreich. Gerade der Vergleich mit Frankreich, der zweiten großen Kolonialmacht, die weit hinter dieser Entwicklung zurückblieb, machte die Unterschiede deutlich. Doch Frankreich und Paris hatten andere Vorzüge.

Paris

Paris richtete im Jahr 1900 zum fünften Male die Weltausstellung aus. Alles sollte schöner und größer werden als je zuvor, wie es sich für ein Jahrhundertfest gebührte. 40 Staaten, von Andorra bis zu den USA, waren der Einladung Frankreichs gefolgt, rund 100 000 Aussteller präsentierten in 18 Gruppen ihre Exponate, auf über einer Million Quadratmetern Ausstellungsgelände, davon fast eine



Abb. 1: Die blumengeschmückte Aurora öffnet das von Sinnbildern Apollons und der Planeten geschmückte »Tor der Morgenröte«, um das neue Jahrhundert zu verkünden. Das Bild des englischen Malers Herbert Draper (1863–1920) aus dem Jahr 1900 lässt etwas von den Zukunftshoffnungen und -erwartungen ahnen, die sich mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts verbanden.

halbe Million bebaut. Das Ausstellungsareal begann am Place de la Concorde, zog sich an beiden Seiten des Seine-Ufers hin und endete am Marsfeld und Trocadero. Selbst wenn Eiffelturm und Maschinenhalle, erstellt zur Weltausstellung 1889, einbezogen wurden, der Großteil der Einrichtungen war völlig neu: das Grand und Petit Palais sowie der Gebäudekomplex auf der Esplanade des Invalides, in denen Kunst und Kunstgewerbe ausgestellt wurden; die neue Brücke (Pont Alexandre III), die rechtes und linkes Seine-Ufer verband; die Hallen für die Industrieausstellung am Marsfeld, für Textil- und Bekleidungsindustrie, Bergbau- und Hüttenwesen, Mechanik und Maschinenbau, Ingenieurwesen und Transportmittel, die chemische Industrie, um nur die wichtigsten Bereiche zu nennen, mit dem Elektrizitätspalast als spektakulärer Krönung. Sie zeigten, wie während des nun vergangenen Jahrhunderts Dampfkraft, Maschinen, Eisenbahnbau und Elektrizität die Welt von Grund auf verändert hatten, aus dem Alltag nicht mehr wegzudenken waren. Aus Platzgründen hatten allerdings die »gewaltige[n] Dampflokomotiven, elektrische[n] Lokomotiven, Automobile, Fahrräder, kurz alles, was den Raum überwindet, die Gegensätze von Stadt und Land, die Gegensätze zwischen Nation und Nation auszugleichen im Stande ist«, in den Park von Vincennes ausweichen müssen.

Die französische Hauptstadt präsentierte sich als »Schauplatz des großartigsten Festes der Arbeit, das jemals gefeiert wurde, des friedlichen Wettkampfs aller Nationen auf dem Gebiete der bildenden Künste, der Wissenschaft und der Industrie«, als »unvergänglich schöne[r] Rahmen der glänzendsten Revue eines Jahrhunderts, das der Menschheit größere Dienste leistete, als irgend eine frühere Epoche« (Kraemer 1984). Ob der Besucher mit dem Oceanliner kam oder mit dem Schlafwagen, die Fahrt mit der Pferdedroschke oder der neuen Stadtbahn fortsetzte, bereits von zu Hause Hotel und Ausflüge gebucht hatte oder es vor Ort tat, der gigantische Lunapark hatte für jeden etwas: ein Riesenfernrohr mit 1,25 Metern Durchmesser und 60 Metern Brennweite; den größten Scheinwerfer der Welt; eine Maschinenhalle mit 105 Metern Spannweite, 420 Metern Länge und 48 Metern Höhe; Dampf- und Dynamomaschinen mit Tausenden von Pferdestärken Leistung; Rolltreppen, die von einem Stockwerk ins andere führten; aber auch Filmvorführungen, Dampfbootfahrten auf der Seine oder mit der elektrischen Kleinbahn um das Ausstellungsgelände. Nicht weniger attraktiv war das Angebot, das die Stadt als solche bot: mit ihren Prachtstraßen, Boulevards und Avenuen, Parks und Gärten, Erbe der imperialen Stadterneuerung unter Napoleon III. (1808–1873), von Haussmann (1809–1891) als Pariser Präfekten ins Werk gesetzt; großartig schon am Tage, erst recht in abendlicher Illumination; die Hotellerie und Gastronomie, die luxuriösen Herbergen und Restaurants, Gartenlokale und Cafes; das Kulturangebot der Theater, der Oper, des Ballets; aber auch der Konzertcafes, Varietes und Cabarets, mit ihren Musikern, Sängern, Tänzerinnen, Akrobaten und Zauberkünstlern. Sie alle wie das geistige und gesellschaftliche Umfeld, das sie hervorbrachte und trug, machten das Paris der Belle Epoque »zu jener Kulturhauptstadt, die in der Mode, in Kunst und Literatur wie im Raffinement der Lebensgenüsse Exempel setzte, denen man in der ganzen Welt nacheiferte« (Willms 1988: 451). Was der Besucher allenfalls ahnte, war, dass eins mit dem anderen eng zusammenhing, dass die Haussmannsche Stadterneue-

rung und ihre sozialen Folgen, die Verdrängung der arbeitenden Klassen an die Peripherie, dafür klammheimlich die Voraussetzungen geschaffen hatten.

Das machte die Niederlage gegen Deutschland (1870) und den nachfolgenden hauptstädtischen Bürgerkrieg, die Niederschlagung des Communeaufstandes mit Zehntausenden von Toten, Verhafteten und Deportierten nicht vergessen; sie wirkten fort in den politischen Turbulenzen, der Dauerkrise der Dritten Republik, ihren Bedrohungen von links und rechts, in den Konflikten zwischen Republikanern und Monarchisten, alten und neuen Eliten, in den Konvulsionen von Nationalismus, Antisemitismus und Antiklerikalismus. Doch die geschilderten kulturellen Errungenschaften waren ein Zeichen der Hoffnung, dass es gelingen könnte, im Zeichen des allgemeinen Wahlrechts und steigenden Wohlstandes die »große Koalition des Dritten Standes« zu konsolidieren, mit dem Durchbruch zur Konsumgesellschaft und zur Massenkultur die Vergangenheit hinter sich zu lassen.

Berlin

Das offizielle Berlin feierte den Jahreswechsel 1899/1900 mit besonderem Pomp. Orden und Uniform dominierten, als sich die kaiserliche Familie (Wilhelm II. [1859–1941] war in Generalsuniform erschienen), Prinzen aus nichtköniglichem Haus und Kammerherrn, die Präsidenten von Reichstag und Landtag, der Reichskanzler und preußische Minister, Botschafter und Gesandte, Militärattachés und Generalfeldmarschälle zum mitternächtlichen Gottesdienst in der Schlosskirche trafen und der Oberhofprediger daran erinnerte, wie sich »Traum und Sehnsucht« nach dem Reich erfüllten, die Deutschen – zu Jahrhundertanfang ein halb bewundertes, halb verspottetes »Volk der Denker und Träumer« – an seinem Ende durch »Fleiß«, »Kraft« und »Geist« eine »behagliche und genussreiche Gestaltung« ihres Lebens erreichten und dank der »ungeheueren Erfolge« ihres Handels und der »weltverbindenden Kraft« ihrer Technik nun zu den »Ersten im Wettbewerbe um die geistige Eroberung der Welt« gehörten. Anschließend begab man sich unter Glockenklängen, Geschützdonner und Trompetenschall in den Weißen Saal des Schlosses zum Neujahrsgratulationsdefilee vor den Majestäten (Salewski 1971).

Orden und Uniform bestimmten erst recht das Bild bei der großen mittäglichen militärischen Feier im Zeughaus, wo aus Anlass der Jahrhundertwende verschlissene Fahnen und Standarten durch neue ersetzt und geweiht wurden. Nachdem der Feldpropst die Weihehandlung vorgenommen hatte, nach 33 Schüssen Salut und Tedeum, ergriff der Kaiser das Wort und tat kund, wem man die Reichseinigung vor allem zu verdanken hatte: Preußen, seiner Dynastie, seinem siegreichen Heer. Und aus der Vergangenheit leitete er eine Verpflichtung für die Zukunft ab: So wie Friedrich Wilhelm III. (1770–1840) mit der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht und Wilhelm I. (1797–1888) mit der Reorganisation der Armee wider allen Unverstand hierfür die Grundlagen gelegt hatten, wolle er selbst für die Flotte, die er »Meine Marine« nannte, »das Werk der Reorganisation fort- und durchführen, damit auch sie gleichberechtigt an der Seite Meiner Streitkräfte zu Lande stehen möge und durch sie das Deutsche

Reich auch im Ausland in der Lage sei, den noch nicht erreichten Platz zu erringen«. Wer die Botschaft nicht verstanden hatte, dem wurde sie mit einem Ausspruch Friedrich Wilhelms I. (1688–1740) erläutert: Wer in der Welt etwas durchsetzen wolle, werde es mit der Feder nicht erreichen, wenn ihr die Kraft des Schwertes nicht zur Seite stehe. Das waren Töne, wie die Nachbarn sie aus Berlin, das sich zur »Weltpolitik« entschlossen hatte, »auch seinen Platz an der Sonne« forderte, und dabei war, diese Forderung mit dem Aufbau einer Schlachtflotte zu unterstreichen, mittlerweile kannten.

So zeigte denn auch der kaiserliche Aufruf »An Mein Heer!«, den eine Extra-nummer des Armeeverordnungsblattes am 1. Januar 1900 auf Seite 1 veröffentlichte, als Kopfvignette eine stehende Germania mit Schild und Schwert, vor einem Strahlenkranz mit der Jahreszahl 1900, die Burgen des Rheins zur Rechten und ein Dampfschiff zur Linken, begrenzt von zwei Eisernen Kreuzen. Ein ganz ähnliches Bildmotiv sollte bald auch die Hundertmarkscheine zieren, eine unter einer knorrigen Eiche sitzende jugendliche Germania, mit Wappenschild und Schwert und der Reichskrone auf ihrem Kopf, zu ihren Füßen die Grundlagen des Wohlstandes, Pflug, Amboss, Zahnrad und Merkurstab, während im Hintergrund die »schimmernde Wehr« der Kriegsflotte vorbeizog.

Die Erinnerung an den Anfang des eben zu Ende gehenden Jahrhunderts; der Dank für das Erreichte, die nationalstaatliche Einigung; der unverhohlene, robuste Stolz auf die Gegenwart; und die Erwartung einer noch großartigeren Zukunft – von ihnen sprachen zahllose Jahrhundertrück- und –ausblicke, Leitartikel, Festreden und andere Verlautbarungen. Offenbar gaben sie etwas vom fortschrittsgläubigen, raumgreifenden »Lebensgefühl« dieses jungen, dynamischen Nationalstaats wider, auch von dem, was die Nachbarn verunsicherte, irritierte, störte. »Was war Deutschland bei Beginn des Jahrhunderts?«, fragte die liberale Vossische Zeitung, und gab sogleich die Antwort: »Kaum ein geographischer Begriff«. »Was waren die Fürsten vor hundert Jahren? Sie dachten nicht an ein deutsches Vaterland«. »Was war das Bürgertum? Geknechtet und geknebelt«. »Was war der Bauer zu Anfang des Jahrhunderts? Nicht viel mehr als ein weißer Sklave« (Vossische Zeitung 1900, Nr. 2). Im Gegensatz dazu bot das Deutsche Reich an der Wende zum 20. Jahrhundert »das Bild eines wohlgeordneten und in ge-
deihlicher Entwicklung befindlichen Staatswesens«, war das Jahr 1900 »ein bedeutsamer Markstein auf dem Weg innerer Konsolidierung des neu erstandenen und erstarkten, einigen Staates«, wie der Amtliche Katalog zur Pariser Weltausstellung, auf der sich Deutschland als kulturelle und wirtschaftliche Großmacht präsentierte, stolz vermerkte (Weltausstellung 1900, 1). Wirtschaft und Technik waren die Voraussetzungen, dass das Deutsche Reich »kampfbereit [...] in des Jahrhunderts offene Tür« treten konnte, »mit geballter Faust am eisengepanzerten Arme den bedrohend, der in frevlem Übermut es wagen konnte, den Frieden uns zu stören«, dass »ein eiserner Zaun von Waffen unsere heiligen Grenzen umgürte[t] und [wir] in fernen Meeren unsere Flaggen zeigen«, wie – in martialischer Sprache – der Rektor der Technischen Hochschule Karlsruhe in seiner Rede zur Säkularfeier ausführte (Berghoff 2000: 53 f.). Die bloße Reichseinigung hatte auch sein Kollege von der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, der Altphilologe von Wilamowitz-Moellendorf (1848–1931) bereits hinter sich ge-

lassen, sprach davon, dass »die Erhebung Deutschlands zu einer Weltmacht« für immer »im Gedächtnis der Menschheit« den »Hauptinhalt des neunzehnten Jahrhunderts bilden« werde, und sah als Demiurg und »Schule der Nation« die Armee: Sie war es, die den Schritt vom Gedanken zur Tat vollzog, und »dass der Nacken so gerade, die Brust so frei und der Blick so klar ist, das verdankt der deutsche Mann dem Gefühl der Mannesehre, das ihm die Erziehung des Heeres eingepflanzt hat« (Salewski 1971: 351 ff.).

»Mit freudigem Muthe und stolzer Zuversicht« überschritt auch »das klassenbewusste Proletariat die Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts«, wie einer seiner Vordenker, Franz Mehring (1846–1919), zum Jahrhundertwechsel im theoretischen Hauptorgan der Bewegung bekräftigte; sei das neunzehnte Jahrhundert »ein Jahrhundert der Hoffnung« gewesen, werde das kommende »ein Jahrhundert der Erfüllung« sein. Was ihn so siegessicher machte, war die Entwicklung der Produktivkräfte: »Fortschritte auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit«, »die selbst die kühnsten Geister nicht einmal ahnten«, wurden begleitet und gekrönt vom »proletarische[n] Emanzipationskampf, als die nicht mehr mythische, sondern thatsächliche und wahrhaftige Erlösung des Menschengeschlechtes« (Mehring 1899/1900: 385 ff.). Fortschrittsglaube und Zukunftsoptimismus fanden ihren emblematischen Ausdruck im Bild »eine[r] riesige[n] Lokomotive modernster Bauart, die, girlandengeschmückt und besetzt mit zwei fröhlichen müzenschwingenden Musterproletariern, mit Volldampf auf eine Weiche zuraste, deren eine Abzweigung auf ein lorbeerbekränztes Säulenportal zuführte, in das die Worte »Die neue Zeit« eingraviert waren [...] Eine kräftige Frauengestalt im Gewand der Französischen Revolution und mit phrygischer Mütze – die allegorische Personifizierung der Sozialdemokratie – stand am Schalthebel des Stellwerks im Vordergrund, im Begriffe, die Weiche herumzuwerfen [...], um den Schwung der kapitalistischen Eigendynamik dazu zu nutzen«, um die Entwicklung auf ein neues Geleis, auf den Kurs in »die neue Zeit« zu bringen (Welskopp 2000:17). »Die Neue Zeit« war auch der programmatische Titel jener Zeitschrift, von der oben die Rede war. Kein Zweifel, auch die deutsche Sozialdemokratie marschierte, was den Stolz auf die Gegenwart und die Erwartungen an die Zukunft betraf, Seite an Seite mit, wenn auch mit ihren eigenen Fahnen.

Wien

Auch in Wien stand im Dezember 1898 ein rundes Thronjubiläum an. Seit 50 Jahren regierte nun Kaiser Franz Joseph (1830–1916). Doch dem Jubilar war nicht nach Feiern zumute. Wenige Wochen zuvor hatte ein italienischer Anarchist am Genfer See Kaiserin Elisabeth (1837–1898) ermordet. Eine in jeder Hinsicht sinnlose Tat, denn eine vitale Repräsentantin der ihm verhassten »großen« Welt war die österreichische Kaiserin gerade nicht. Seit Jahren ständig auf der Flucht vor dem Hof, ihren protokollarischen Verpflichtungen und vor sich selbst, an Depressionen, Essstörungen und Hungerödemen leidend, war Elisabeth – unter dem Pseudonym einer »Gräfin von Hohenembs« – im Genfer Hotel Beau Rivage abgestiegen, als der Attentäter, der es eigentlich auf den französischen Thronprätendenten abgesehen hatte, von Elisabeths Inkognito erfuhr und



Karte 1: Die Staatenordnung Mittel- und Osteuropas zu Beginn des 20. Jahrhunderts

mit einer Feile ihrem Leben ein Ende setzte. Mit der resignierenden Bemerkung, dass ihm auf dieser Welt wohl »gar nichts erspart« bleibe, soll Franz Joseph auf die Nachricht reagiert haben. Zehn Jahre zuvor hatte der einzige Sohn und präsumtive Thronfolger, Rudolf (1858–1889), wegen seiner Lebensführung und in politischen Dingen mit dem Vater über Kreuz, in Mayerling Selbstmord begangen und dabei seine junge Geliebte mit in den Tod genommen. Sein tragischer Tod ließ Franz Josephs jüngeren Bruder Karl Ludwig (1833–1896) zum Thronfolger aufrücken, und als auch dieser starb, dessen ältesten Sohn Franz Ferdinand (1863–1914). Ob Franz Ferdinand im Bedarfsfalle noch zur Verfügung stehen würde, schien zeitweilig ungewiss, nachdem bei ihm Tuberkulose diagnostiziert worden war, und als er die gesundheitliche Krise überstanden hatte, konfrontierte er den Kaiser mit Heiratsplänen, denen Franz Joseph die Zustimmung verweigerte. Als er schließlich doch einwilligte, verband er es mit einer Verfügung, die die Kinder aus dieser Ehe von der Thronfolge ausschloss. Franz Ferdinand hatte sich zu beugen und am 28. Juni 1900, noch vor der Vermählung, in einer feierlichen, für ihn demütigenden Zeremonie – vor dem Kaiser und allen Erzherzögen, dem Minister des Äußeren und des kaiserlich-königlichen Hauses, dem österreichischen und dem ungarischen Ministerpräsidenten, den hohen Würdenträgern des Hofes, dem Kardinal-Erzbischof von Wien und dem Primas von Ungarn – in der Wiener Hofburg einen Eid auf die Verzichtserklärung abzulegen. Zur Hochzeit selbst erschienen weder der Kaiser noch die Erzherzöge.

Das alles blieb nicht folgenlos. Der Zerfall der kaiserlichen Familie und die offene Thronfolge machten den Fortbestand des Reiches noch unsicherer, als er ohnehin bereits war. Was hielt die Doppelmonarchie, das Vielvölkerreich aus Deutschen, Magyaren, Tschechen, Polen, Ruthenen, Rumänen, Kroaten, Serben, Slowaken, Slowenen, Italienern und Juden noch zusammen, wenn nicht die Dynastie, die Autorität Franz Josephs und die Loyalität gegenüber dem Herrscherhaus? Seit dem Ausgleich von 1867 bestand das Habsburgerreich aus zwei souveränen Staaten, dem zisleithanischen, österreichischen Kaiserreich und dem transleithanischen Königreich Ungarn (so benannt nach einem kleinen Nebenfluss der Donau, Leitha), die nur noch die Außenpolitik, das Heerwesen und die dafür nötigen Aufwendungen als Gemeinschaftsaufgaben ansahen. Wo sonst Abstimmung nötig schien, musste sie in bilateralen, meist schwierigen und langwierigen Konsensgesprächen gesucht werden, was das Gesamtreich kaum handlungsfähig machte. Damit nicht genug. Die Deutschen machten in der österreichischen Reichshälfte nur knapp 36 Prozent, die Magyaren in der ungarischen nur etwas über 51 Prozent aus, und obwohl ganz unterschiedlich verfasst, waren Österreich wie Ungarn für die kommenden Auseinandersetzungen mit den nationalen Minderheiten gleich schlecht gerüstet: Ungarn verstand sich als staatliche Einheit und wollte – unterstützt durch ein ungleiches Wahlrecht – organisierten Widerstand gar nicht erst aufkommen lassen; freilich, selbst wenn Budapest um die Jahrhundertwende »vor physischer und geistiger Kraft« nur so strotzte, wenige Jahre später war auch hier die »tragische Kluft zwischen Ungarn und Budapest, zwischen Christen und Juden, zwischen alten Liberalen und neuen Radikalen« sichtbar geworden (Lukacs 1990: 15, 235). Das zisleithanische Österreich versuchte, in 17 unterschiedliche Kronländer geteilt, den Partizipationswünschen

durch eine Öffnung des Wahlrechts entgegenzukommen, ohne die auseinander strebenden Kräfte damit binden zu können. So hatten etwa Versuche, den Sprachenstreit auf dem Verordnungsweg zu regeln und Tschechisch generell als zweite Amtssprache (neben dem Deutschen) in Böhmen und Mähren einzuführen, Ende 1897 zu wüsten Szenen im zisleithanischen Parlament, dem Reichsrat, geführt, die sich auf den Straßen fortsetzten, so dass der Kaiser schließlich die Schließung des Reichsrates und die Entlassung des verantwortlichen Ministerpräsidenten verfügte. Sie festigten die Überzeugung, dass sich die Probleme des Vielvölkerstaates auf konsensuellem Wege nicht lösen ließen, Versuche dazu dem Radikalismus Vorschub leisteten und Ruhe und Ordnung nur von oben, notfalls durch den Einsatz von Militär aufrecht zu erhalten waren. Dass die Öffnung des Wahlrechts dem Populismus, der Demagogie Tür und Tor öffnete, schienen auch die Wiener Gemeindewahlen zu bestätigen: Sie setzten der liberalen Ära Mitte der 1890er Jahre ein Ende, hoben die »Christlich-Sozialen« und ihren Kandidaten Karl Lueger (1844–1910) auf den Schild, die mit klerikalen, kommunalsozialistischen, antisemitischen und antiungarischen Parolen die Wählerschaft hinter sich gebracht hatten. Die mehrfache Weigerung des Kaisers, Lueger als Wiener Bürgermeister zu bestätigen, vergrößerte nur die Stimmenzahl bei den nachfolgenden Neuwahlen – bis Franz Joseph schließlich resignierte und im Frühjahr 1897 die kaiserliche Anerkennung nicht länger verweigerte. Wenn Rivalitäten zwischen den Nationen und Nationalitäten die Politik in Europa bestimmten, so war Österreich ein Europa im Kleinen, und das politische Wien nahm Erfahrungen vorweg, die den Kontinent zwischen den Weltkriegen in ihren Bann schlagen sollten. Nicht von ungefähr erlebte Adolf Hitler (1889–1945) im Jahrfünft vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges hier prägende Lehr- und Wanderjahre (Hamann 1997).

Alte Kaiserherrlichkeit, bürgerliche Ringstraßen-Kultur und die Not der Vorstädte; die Krise des liberalen Weltbildes, das den Menschen als rationales Wesen sah, von seiner wissenschaftlichen Beherrschung der Natur und sittlichen Selbstbeherrschung die Schöpfung einer glücklichen Gesellschaft erwartete; und die Entdeckung, dass er nicht nur vom Verstand, sondern ebenso sehr oder mehr noch von Gefühlen und Instinkten gelenkt wurde – sie gaben der Literatur, der Kunst, der Wissenschaft die großen Themen vor. Auf der Suche nach der Welt, »wie sie ist«, nicht »wie sie sein sollte«, erwies sich die »Pluralität einer Kultur, die aus der nationalen Vielfalt, dem sozialen Nebeneinander zwischen Elite- und Volkskultur und dem Ineinanderfließen von ›Provinz‹ und ›Metropole‹ schöpfte«, als äußerst »kreatives Milieu« (Rumpler 1997: 524). Sie brachte Karl Kraus (1874–1936), Arthur Schnitzler (1862–1931) und Hugo von Hofmannsthal (1874–1929), Otto Wagner (1841–1918), Gustav Klimt (1862–1918) und Egon Schiele (1890–1918), Johann Strauß (1825–1899), Franz Lehár (1870–1948), Gustav Mahler (1860–1911) und Arnold Schönberg (1874–1951), Sigmund Freud (1856–1939), Ernst Mach (1838–1916) und Ludwig Wittgenstein (1889–1951) hervor, vereinte und entzweite sie in der Auseinandersetzung zwischen Tradition und Moderne, Historismus und Funktionalismus, Metaphysik und Empirie (oder was man jeweils dafür hielt) in einer »fröhlichen Apokalypse« (Hermann Broch) zwischen Eros und Thanatos, zwischen trotzigem Fortschrittsglauben und Weltuntergangsstimmung.